

Buchbesprechungen

Missverstandene Lehre vom Geld

BERNHARD STEINER: **Geld und Karma: Von der Krise zur Neuordnung des Geldwesens**, Pforte Verlag, Dornach 2010, 152 Seiten, 12 EUR.

Geld und Karma ist ein aufschlussreicher Versuch, die Gedanken Rudolf Steiners zum sozialen Organismus mit der Idee eines bedingungslosen Grundeinkommens in Einklang zu bringen. Der Autor versteht sein Buch nicht als »ein anthroposophisches Buch« (S. 10), obwohl er sich sehr vieler Inhalte aus der Anthroposophie bedient. Er versucht diese durch seine eigenen Erläuterungen plausibel zu machen.

Eine Grundauffassung Bernhard Steiners ist, dass im modernen arbeitsteiligen Wirtschaftsleben Leistungen nicht bezahlt werden dürfen. Denn in dem Moment, in dem man die Arbeitsleistung bezahlt, würde die Arbeit zur Erwerbsarbeit (S. 34). Auf der anderen Seite glaubt er, es sei eine Täuschung, dass die Arbeit in der Volkswirtschaft Werte schaffe. Der Wert würde erst »- streng volkswirtschaftlich betrachtet - durch den Akt des Bezahlers mit Geld geschaffen« (S. 32). Nicht die menschliche Arbeit, die die Natur umwandelt und konsumfähig macht, schafft also die volkswirtschaftlichen Werte, sondern das Geld. Deshalb ist es für den Autor auch sehr wichtig, dass jeder Mensch in ausreichendem Maße an dieses werteschaftende Zaubermittel gelangt. Wenn »gerechte Preise« entstehen sollen, dann müssen nicht nur die Menschen im reichen Europa, sondern auch diejenigen der ärmeren Länder wie Afrika mit einem Grundeinkommen ausgestattet werden (S. 120). Statt Entwicklungshilfe, mit der die Armen der reichen Länder eine Gabe an die Reichen der armen Länder leisten, sollten die reichen Länder für die Produkte der armen Länder lieber »gerechte Preise« zahlen. Der Autor bezieht sich hier auf die Formel vom »richtigen Preis«, die Rudolf Steiner in den *Kernpunkten*

der sozialen Frage erstmals formuliert hat. Er glaubt, wenn nur die reichen Länder den armen Ländern für ihre Produkte so viel zahlen, dass die Erzeuger der Produkte mit dem Gegenwert ihre Bedürfnisse so lange befriedigen können, bis sie wieder neue Erzeugnisse hervorgebracht haben, dass dann die armen ebenso wie die reichen Länder die Möglichkeit haben, über die Mehrwertsteuer so viel abzuschöpfen, dass sie allen Bürgern ein Grundeinkommen auszahlen können (S. 120).

Man fragt sich allerdings, warum denn noch ein Grundeinkommen nötig ist, wenn die Menschheit es geschafft hat, in diesem Sinne »gerechte Preise« zu zahlen? Bernhard Steiner denkt sich das wohl so: Weil »der Hände Arbeit« mit jener der Maschinen in einer Konkurrenzsituation steht« (S. 33), müssen de facto immer weniger Menschen arbeiten. Es müssen aber nicht nur diejenigen ein Einkommen haben, die arbeiten können, sondern auch die, die nicht arbeiten können. Andernfalls sammelt sich das Geld bei den Eigentümern der Maschinen und bewirkt eine ungesunde Trennung von Realwirtschaft und Geldwirtschaft (S. 50 u. S. 136). Das Leihgeld, durch das die Produktivität gesteigert werden konnte, hat sich eigentlich in Schenkungsgeld verwandelt, aber da für Menschen, die diese drei Geldarten nicht unterscheiden, Geld einfach Geld ist, versuchen sie es festzuhalten. Das ist möglich durch den spekulativen Erwerb von Eigentumsrechten (Grund und Boden, Aktien usw.). Das Grundeinkommen ist daher für Bernhard Steiner ein zentraler Bestandteil einer neuen Geldordnung: »Das bedingungslose Grundeinkommen wäre ein solcher Weg zur gerechten Verteilung des Schenkungsgeldes« (S. 137).

Es ist eigentlich nicht verwunderlich, dass der Autor die komplette Wertlehre Rudolf Steiners ignoriert. Bei Steiner beginnt die volkswirtschaftliche Wertbildung da, wo die menschliche Arbeit die Natur umwandelt und *für andere* konsumfähig macht. Sie wird ergänzt durch den menschlichen Geist, der die Arbeit organisiert; dies ist für Rudolf Steiner ein zweiter wertbildender Faktor. Als dritten kennt Rudolf Steiner eine »wertbildende Spannung«. Aber diese meint nicht, dass ein »Wert durch den Akt des Bezahlens mit Geld geschaffen« wird, sondern dass ein Bedürfnis nach einer wirtschaftlichen Leistung sich geltend macht. Nicht das Geld, sondern das reale Bedürfnis schafft die Spannung.

Ebenso wenig wie auf die Wertlehre lässt sich der Autor auf das ein, was Rudolf Steiner als die Kardinalfrage der Volkswirtschaftslehre bezeichnet: die Preisfrage. Steiner versucht im *Nationalökonomischen Kurs* Kriterien für die Beurteilung der Preisbildung innerhalb der Assoziationen zu entwickeln. Der Autor spricht zwar auch von den Assoziationen als zukünftigen Wirtschaftsorganen, aber für ihn stellen sie eine Art Verbindung von Plan- und Marktwirtschaft dar (S. 115). Die Preisfrage interessiert ihn nur insofern, als die Preise in irgendeiner Weise gerecht sein sollen. Er kann sich für diese Frage auch nicht wirklich interessieren, weil ja Leistungen seiner Meinung nach nicht bezahlt werden dürfen. Folglich fehlen völlig die Kriterien, was denn bezahlt werden soll, wenn eine Leistung in Anspruch genommen wird.

Bei Rudolf Steiner werden selbstverständlich die konkreten Leistungen bezahlt. Nur dass das Kriterium nicht die vergangene Tätigkeit eines Menschen ist, sondern dessen zukünftige. Das ist ein wesentlicher Unterschied. Denn dadurch wird ein konkreter Maßstab geschaffen, was denn diejenigen, die eine Leistung in Anspruch nehmen, selbst hingeben müssen, damit der, der die Leistung erstellt hat, sich und seine Angehörigen solange angemessen weiterver sorgen kann, bis er wieder eine gleichwertige Leistung erstellt hat. Weil es um einen solchen Maßstab geht, spricht Steiner vom »richtigen«

und nicht vom »gerechten« Preis. Die Assoziationen müssen beurteilen können, ob ein Preis, der sich auf dem Markt bildet, zu hoch oder zu niedrig bzw. richtig oder falsch ist. Wenn falsche Preise sich auf dem Markt bilden, dann werden nicht die Preise manipuliert, bis sie als »gerecht« empfunden werden, sondern es werden zunächst die Bedingungen untersucht, die zu diesen falschen Preisen geführt haben und dann werden die Bedingungen entsprechend geändert. Ein solches Vorgehen erfordert echtes, ganz konkretes Interesse für den Menschen.

Vollkommen inkonsequent verfährt der Autor, wenn er versucht, den Gedanken des Geldes mit dem Gedanken des Karmas in Beziehung zu setzen. Sowohl das Karma als auch das Geld, so argumentiert er, stellen eine Art der Buchhaltung dar. Beim Karma werden in einer Art geistiger Buchhaltung die guten und die schlechten Taten verbucht; diese gehen nicht verloren, sondern schaffen die Bedingungen für das zukünftige Schicksal des Menschen. Beim Geld werden die Leistungen verbucht, die die Menschen einander erbringen. »Leistung« ist deshalb etwas Besonderes, weil wir keine Robinson Crusoes sind und alle von den Tätigkeiten unser Mitmenschen leben« (S. 135). Die Intention des Geldes läge nun darin, »die Taten des einen beim anderen zu »erinnern« (lat. *monere*), um einen Ausgleich zu schaffen und sie wieder »ganz« zu machen« (S. 136). Spätestens jetzt hätte ihm aufgehen müssen, dass, wenn Geld zu einer solchen »fließenden Buchhaltung« (Rudolf Steiner) werden soll, es doch ganz notwendig ist, dass der Geldwert in irgendeiner Weise mit dem Wert der Leistung in Einklang gebracht werden muss. Der Autor sieht zwar das Verfälschende, das durch den Handel mit Eigentumsrechten ins Wirtschaftsleben hineinkommt. Aber anstatt Gedanken zu entwickeln, wie dieses Verfälschende durch Umgestaltung der Eigentumsrechte zurückgedrängt werden könnte, versucht er es durch ein steuerfinanziertes Grundeinkommen auszugleichen. Das aber bringt einen weiteren Verfälschungsfaktor in die Preisbildung. Der Preis, den ich für eine Ware zahle, sagt mir immer weniger, wie viel

materielle Arbeit anderer Menschen ich durch die Hingabe meines Geldscheins für mich in Anspruch nehme, sondern setzt sich immer mehr aus Willkürelementen zusammen. Vielleicht hätte der Autor einen Rat Rudolf Steiners beherzigen sollen, den er einmal seinen esoterischen Schülern gab: »Wir müssen immer mehr und mehr einsehen, dass wir viel weniger

zunächst dazu berufen sind, die Welt zu korrigieren, als unsere Schein-Ansichten von der Welt zu korrigieren« (GA 264, S. 456). Dann hätte er mehr Wert darauf gelegt, seine Schein-Ansichten zu überprüfen, als sie in einem vollkommen unausgegorenen Werk der Öffentlichkeit zu präsentieren. *Stephan Eisenhut*

Stresstest

Jens Berger: **Stresstest Deutschland. Wie gut sind wir wirklich?** Westend Verlag, Frankfurt 2012, 255 Seiten, 16,99 EUR.

Als Redakteur der von Albrecht Müller herausgegebenen *NachDenkSeiten* und Herausgeber des Blogs *Spiegelfechter* kann Jens Berger als einer der unabhängigsten Kommentatoren der inzwischen zur Selbstverständlichkeit gewordenen Zumutungen des politischen Alltagsgeschäfts im Wirtschaftsmusterland Deutschland, dem Produktivitätsmotor Europas, gezählt werden. Im vorliegenden Buch unterzieht der Autor das Erfolgsmodell Deutschland – gelegentlich als die neuen USA Europas gehandelt – in acht Kapiteln einem Stresstest: In diesen werden diverse postdemokratische Besonderheiten, der allgegenwärtige Lobbyismus, Mechanismen der »Mediokratie« und die neuesten Entwicklungen in der Gesundheits-, Sozial-, Wirtschafts- und Finanzpolitik einer kritischen Würdigung unterzogen.

Zu Beginn des Buches wirft Jens Berger zunächst einen Blick auf die um sich greifende Demokratieverdrossenheit und den gefühlten Glücksfaktor der Deutschen, der sich im internationalen Ranking umgekehrt zur deutschen Wirtschaftskraft auf den hinteren Rängen wiederfindet. Dem könnte entgegengehalten werden, die Deutschen seien schon immer Weltmeister im Jammern gewesen und die Demokratieverdrossenheit werde seit Bestehen dieser besten aller denkbaren politischen Systeme konstatiert. Derartige Einwände gegen das Klagen auf hohem Niveau sind ein reflexartiges und immer wiederkehrendes Argumentationsmuster derjenigen, die mit den hiesigen

Zuständen ihren Frieden geschlossen haben und dabei rituell auf Systemvergleiche mit gescheiterten Staaten diverser Schwellenländer zurückgreifen. Sie vergessen, dass Deutschland sich mit immer größerer Genugtuung gerne selbst als Erfolgsmodell feiert und feiern lässt. Jens Berger trägt nun an einer Fülle von Einzelbeispielen unter Heranziehung statistischer Materials Fakten zu den Schattenseiten des Exportweltmeisters Deutschland in Fragen der demokratie-, wirtschafts- und sozialpolitischen Entwicklung zusammen, wie sie von den bekannten und auflagenstarken Medien nur vereinzelt und mehr als Randbemerkung zutage gefördert werden. Während die kritischen Anmerkungen in den Anfangskapiteln zu diversen, insbesondere wirtschaftspolitischen Fehleinschätzungen der »Mediokratie« nicht gerade atemberaubend neue Erkenntnisse im Gepäck haben und auch die Analyse des »politisch-lobbyistischen Gesamtkunstwerks« der Verflechtung mächtiger Wirtschaftsinteressen mit den politischen Repräsentanten und dem Gesetzgeber nicht allzu Unbekanntes enthüllt, liegt die Stärke der Schrift im sozial-, wirtschafts- und finanzpolitischen Bereich.

Die Hartz-IV-Gesetze – so erfährt man – hatten entgegen anderslautender Bekundungen einzig zum Ziel, einen Niedriglohnsektor zu etablieren. Ergebnis: »Nach Berechnung des Instituts für Arbeit und Qualifikation (IAQ) ist der Niedriglohnsektor im letzten Jahrzehnt um mehr als fünfzig Prozent gewachsen und umfasste

im Sommer 2011 nach Zahlen des DGB bereits mehr als 6,5 Millionen Arbeitnehmer. Damit ist fast jeder vierte Arbeitnehmer in Deutschland im Niedriglohnsektor beschäftigt. Im europäischen Vergleich nimmt Deutschland damit die Spitzenposition ein« (S.145).

Dies betrifft ebenso den Anstieg der Einkommensungleichheit in den letzten 20 Jahren und die sukzessive Senkung der Vermögenssteuer, alles Bereiche, in denen Deutschland in den eifrigen Bemühungen um die Begünstigung der schon Vermögenden das europäische Ranking anführt. Als Angelpunkt des neoliberalen Paradigmenwechsels wird von Jens Berger der Aufstieg der Finanzwirtschaft zum eigentlichen Regisseur des politischen und gesellschaftlichen Lebens ausgemacht, eine Entwicklung, die an triftigen Beispielen verdeutlicht wird. Der Autor zeigt, wie Geld aus dem Nichts durch Kreditvergabe geschaffen wird, wie das Geschäft mit den Staatsanleihen zugunsten des privaten Bankensektors funktioniert, wie der Finanzsektor mit Steuergeldern alimentiert, wie ganzen Ländern durch Spekulanten ein Schuldenproblem angedichtet und diese dann zum

Abschluss freigegeben wurden. Er zeigt aber auch, wie Deutschland als Exportweltmeister – ermöglicht durch die Lohnzurückhaltung im eigenen Land und die kreditfinanzierte Nachfrage nach deutschen Waren in den südlichen EU-Staaten – nun, nachdem diese schwächsten Glieder von Spekulanten zum Abschluss freigegeben wurden, diesen eine Austeritätspolitik auferlegt, die sie zwangsläufig in die Rezession und Massenarmut treibt.

Ob nun der Ruf nach dem starken regulierenden Staat die zum eigentlichen politischen Souverän gewordenen Finanzmärkte in der »marktkonformen Demokratie« auf deren eigentliches Geschäft der Kreditvergabe an die Realwirtschaft wird bewegen können, wie es am Ende des Buches anklingt, scheint fraglich, weil damit wieder einmal nur die endlos ventilierte »Alternative« von Staat gegen Markt aufgetan wird, ohne zu reflektieren, dass es ja genau dieser Staat war, der die angeblich so freien Märkte, eigentlich aber die Konzerne hat wachsen und zur Macht kommen lassen.

Gerd Weidenhausen

Gemeinwohl statt Kapitalinteressen

CHRISTIAN FELBER: **Gemeinwohlökonomie. Eine demokratische Alternative wächst**, aktualisierte und erweiterte Neuausgabe, Deuticke im Paul Zsolnay Verlag, Wien 2010 bzw. aktualisierte und erweiterte Neuausgabe 2012, 208 Seiten, 17,90 EUR.

Sachbücher können trocken bis langweilig sein. Dieses ist anders, es wirkt motivierend und inspirierend. Werden heutzutage zukunftsweisende Initiativen vorgestellt – von »Neuer Arbeit« bis zu »Transition Town« – und wird der Versuch gemacht, darüber mit anderen Menschen ins Gespräch zu kommen, heißt es meistens rasch, allzu rasch: »Das ist doch (nur) Utopie!« Wer dieses Buch in die Hand nimmt und (noch) nicht bereit ist, das Voraus-Urteil abzulegen, dem empfehle ich, mit dem 7. Kapitel »Beispiele und Vorbilder« zu beginnen. Unter den Beispielen, die zusammenfassend dargestellt werden, finden sich einige, die anthroposophisch grundiert sind, wie GLS-Bank, Sekem und Regionalwert-AG.

Besser ist es jedoch, dem (geschickten) Aufbau des Buches zu folgen: Eine Kurzanalyse und die Beschreibung des Kerns der Gemeinwohlökonomie führen rasch ins Konkrete, Machbare hinein. Die Gemeinwohlmatrix, ein Erhebungsbogen mit Punktevergabe, mit dessen Hilfe sich Unternehmen nach den neuen Kriterien prüfen lassen können, findet sich bereits auf S. 42/43. Im umfangreichen Mittelteil werden viele Gesichtspunkte und Zusammenhänge geschildert, aus denen deutlich wird, dass ein Wandel im Wirtschaftsleben dauerhaft nur erfolgreich sein kann, wenn ein radikaler Umbruch im gesellschaftlichen und politischen Umfeld stattfindet. Im Schlussteil des Buches wird versucht, mit konkreten Beispielen und Vorbildern und mit

Antworten auf häufig gestellte Fragen Widerstände abzubauen.

Leitsterne unseres gegenwärtigen Wirtschaftsystems – der sogenannten freien Marktwirtschaft – sind Egoismus, Konkurrenz und Gier. In unseren Alltags- und Freundschaftsbeziehungen aber schätzen wir ganz andere, menschliche Werte: Vertrauen, Ehrlichkeit, Respekt, Empathie und Kooperation. Der Widerspruch droht uns zu spalten – als Individuen wie auch als Gesellschaft. Wer die heute üblichen wirtschaftlichen Gesichtspunkte auf den persönlichen und gesellschaftlichen Bereich überträgt, schädigt unseren höchsten Wert: die Menschenwürde. Die Hoffnung, dass sich das Wohl Aller aus dem egoistischen Verhalten der Einzelnen ergibt (Adam Smith vor 250 Jahren), hat sich aber nicht erfüllt.

Sind Alternativen möglich? Auch dazu kommen reflexhafte Antworten, selbst von Fachleuten: Zur Marktwirtschaft gebe es keine Alternative, das sei ja bekannt, jede Diskussion erübrige sich. Wer das nicht zur Kenntnis nehme, wolle die Gesellschaft in die Armut und ins 19. Jahrhundert oder in den Kommunismus zurückstoßen. Die Marktwirtschaft sei die produktivste Wirtschaftsform, der Wettbewerb sporne die Menschen zu unvergleichlicher Leistung an, Konkurrenzverhalten sei in der Natur des Menschen angelegt. Falsch, sagt Felber, es gebe heute eine Fülle von Studien in verschiedenen Disziplinen, die das Gegenteil beweisen. Konkurrenz motiviert auch (vorwiegend über Angst), das sei nicht zu leugnen, aber Kooperation weit aus stärker, nämlich über Anerkennung, Wertschätzung, gelingende Beziehung, gemeinsame Zielsetzung und -erreicherung. Nach allen Forschungsergebnissen ist die intrinsische (von innen kommende) Motivation wirksamer als die extrinsische. Die falschen Grundvoraussetzungen der heutigen Wirtschaftsweise erklären auch die heute überall erkennbaren Krisen des Kapitalismus (zehn nennt Felber in einem Abschnitt): Konzentration und Missbrauch von Macht, Nichtbefriedigung von Grundbedürfnissen und Hunger, ökologische Zerstörung u.a., letztlich auch die Ausschaltung der Demokratie. Christian Felber (1972 in Österreich geboren)

schlägt vor, mit seinem Alternativmodell einfach zu beginnen, und das geschieht inzwischen auch vielfach. Unternehmen, die dazu bereit sind, stellen ihre wirtschaftliche Erfolgsmessung von einer Tauschwertmessung (die sich in Geld ausdrückt) auf eine Nutzwertmessung um. Der Erfolg der Unternehmen, die sich anschließen, misst sich nicht mehr nach dem Gewinn – der ist nur noch Mittel, nicht Ziel –, sondern nach dem Grad, in dem sie dem Gemeinwohl dienen. Zur Messung dient die Gemeinwohlbilanz mit dem Kernstück der Gemeinwohlmatrix, in der derzeit 18 Indikatoren abgefragt und mit Punkten bewertet werden, beispielsweise: Wie sinnvoll sind die Produkte oder Dienstleistungen? Wie human sind die Arbeitsbedingungen? In welchem Maße wird ökologisch produziert? Wie wird mit KundInnen umgegangen? Wie solidarisch verhält sich das Unternehmen mit anderen Unternehmen? Wie werden die Erträge verteilt? Werden Frauen gleich behandelt und bezahlt? Wieweit werden die Entscheidungen demokratisch getroffen? Eine verkürzte Fassung der Gemeinwohlmatrix ist in dem Buch abgedruckt. Sie wurde von RedakteurInnen erstellt und wird laufend fortgeschrieben, nach demokratischen Entscheidungsprozessen; die neueste Fassung kann unter www.gemeinwohl-oekonomie.org eingesehen werden. Das Punktesystem ist so angelegt, dass im Höchstfall 1000 Punkte erreicht werden können. In Felbers Modell ist vorgesehen, dass Unternehmen mit hoher Gemeinwohl-Punktzahl durch rechtliche Vorteile belohnt werden, zum Beispiel: niedrigeren Mehrwertsteuersatz, günstigere Kredite, Vorrang beim öffentlichen Einkauf und der Auftragsvergabe, direkte Förderungen. Die Kontrolle der Bilanzen übernehmen externe AuditorInnen. Im ersten Jahr 2010 hatten sich bereits 60 Pionierunternehmen zur Gemeinwohlbilanz bereit erklärt, bis zum Druck des Buches waren es 150.

Mitwirken kann jede/r auf vielfältige Weise: durch Gründung oder Verstärkung eines regionalen »Energiefeldes«; durch Übernahme einer der 15 Rollen im Energiefeld (BeraterIn, AuditorIn, RedakteurIn, BotschafterIn usw.); durch Nachfrage in dem Unternehmen, in dem sie

oder er einkauft, ob es eine Gemeinwohlbilanz gibt; durch entsprechende Vorschläge im eigenen Unternehmen; durch den Vorschlag an die Wohnsitzgemeinde, eine Gemeinwohlgemeinde zu werden usw.

Ist auf diese Weise ein Anfang gefunden, wird das ausstrahlen und seine Folgen für andere Bereiche haben; davon handelt der Hauptteil des Buches, der hier nicht referiert werden kann. Nur so viel: Die Weiterentwicklung der Demokratie ist eine ganz wesentliche Folge oder Voraussetzung. Die jetzige eindimensionale Demokratie (nur repräsentative Demokra-

tie) sollte zu einer Dreisäulendemokratie weiterentwickelt werden mit Direkter Demokratie und Partizipativer Demokratie als zweiter und dritter Säule.

»Die Gemeinwohl-Ökonomie«, schreibt Felber gegen Ende, »löst manche Probleme, aber natürlich nicht alle. Außerdem gibt es für manche Probleme unterschiedliche Lösungsansätze, die sich gegenseitig befruchten können. Deshalb sucht die Gemeinwohl-Ökonomie die Kooperation mit ähnlichen Alternativansätzen, um sich gegenseitig sichtbar zu machen und voneinander zu lernen«.

Helge Mücke

Vom Altwerden

JOHANNES W. SCHNEIDER: **Mut zur mir selbst. Altwerden ist nichts für Feiglinge**, Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2011, 148 Seiten, 14,90 EUR.

Wenn man das in der *falter*-Reihe veröffentlichte Bändchen von Johannes W. Schneider liest, meint man immer wieder, den Autor sprechen zu hören – er schreibt nicht ins Leere, sondern in der Ansprache an ein Gegenüber. Aus seinen reichen Erfahrungen als Dozent am Kindergarten- und Altenpflegeseminar in Dortmund, als Asienreisender, als alter Mensch und Bewohner des Hermann-Keiner-Hauses in Dortmund hat er ein sehr persönliches Buch verfasst, das Mut macht zu einer besonderen Alterskultur. Schneider starb am 26. Oktober 2010 – so wurde das Bändchen zugleich zu einem besonderen Vermächtnis.

Mut zu mir selbst ist keine systematische Abhandlung über das Alter, vielmehr lässt es den Leser an einer individuellen Auseinandersetzung darüber in gut lesbaren, überschaubaren Kapiteln teilnehmen: Schneider schildert zunächst Beobachtungen an alten Menschen, dabei manche oberflächlichen Eindrücke hinterfragend, beschreibt Schritte des Abschiednehmens und steuert schließlich auf den Tod und das nachtodliche Leben als Zielpunkt zu. Seine feineren Beobachtungen korrigieren beispielsweise die weit verbreitete Ansicht, dass sich der alte Mensch nach und nach aus dem Leib löse, wenn seine Sinneswahrnehmungen schwächer

werden. Denn der alte Mensch löst sich zunächst oft noch gar nicht aus dem Leib, sondern erst aus der Welt. Ein nachlassendes Gehör ist erst einmal eine nachlassende Hinwendung zur Welt; daher können alte Menschen, die sonst schwer hören, besonders geliebte Musikstücke immer noch gut wahrnehmen. Problematische Entwicklungen im Alter, wie z.B. die Altersvereinsamung, werden nicht verschwiegen, erhalten jedoch in den in warmem Grundton gehaltenen Ausführungen kein Übergewicht.

So angenehm die harmonische Diktion Schneiders, gleichermaßen geprägt von Altersgüte und -weisheit, auch sein mag, sie verleitet den Leser leicht dazu, die verborgene Radikalität, die in einigen seiner weitreichenden Lebenseinsichten liegt, zu übersehen. Auch in anderer Hinsicht könnte man das Buch leicht unterschätzen, da in den ersten Kapiteln manche Schilderungen etwas altbacken anmuten. Ein solcher Eindruck verliert sich spätestens in der Mitte des Buches, wenn Schneider sein besonderes Anliegen, die Verwirklichung einer besonderen *Alterskultur*, entfaltet. Diese entwickelt sich, wenn der Blick nicht nur rückwärts zur Lebensmitte, sondern vor allem auch vorwärts auf das Lebendige hin gerichtet wird. Eine besondere Alterskultur wirft zugleich Licht auf tiefere Entwicklungs-

geheimnisse, die der Biologe Adolf Portmann zwar sah, aber nicht ausreichend erklären konnte. Es gibt in der menschlichen Biografie zwei Entwicklungslinien, eine absteigende *und* eine aufsteigende. Sowohl leibliche als auch geistige Prozesse unterliegen beiden Entwicklungslinien, d.h. Verfall findet leiblich und geistig statt; Aufstieg ist im (gelingenden) Alter auch leiblich und geistig möglich, was oft nicht wahrgenommen wird! Solche Entwicklungsschritte sind aber gerade nicht aus dem erklärbar, was vorangegangen ist, sondern brechen in einem Zugriff auf die Zukunft, die für den alten Mensch der Tod ist, neu hervor. Eindrücklich schildert Schneider die neue, kindliche Frische manch alter Menschen, die wie die Natur im Frühling plötzlich hervorbricht und nicht über Jahrzehnte allmählich entwickelt wurde: »Der Tod, der noch gar nicht eingetreten ist, gestaltet, vorausgreifend, den Vorgang des Sterbens« (S. 73) und damit insgesamt die Entwicklung des Menschen im Alter. Der altersreife Mensch ist nicht erstarrt, sondern spontan und originell; er entfernt sich nicht, sondern »stirbt in die Welt hinein« (S. 76). Hier schreibt jemand, der diesen Vorgängen selbst ganz nah ist. Doch ist diese Alterskultur für die jüngere Generation so zu übertragen? Schneider betont sehr stark die Selbstvergessenheit in der Arbeit an der Welt, die im Alter zur Selbstvergessenheit im spontanen Handeln wird. Wie ist das heute? Eine solche Selbstvergessenheit ist für die jüngere Generation gerade nicht mehr an der Zeit – auf welche veränderte Art wird sich für sie eine gelingende Alterskultur entwickeln?

Warum Altwerden nichts für Feiglinge ist, wie es im Untertitel heißt, entfaltet Schneider in den Kapiteln, die sich mit Lebensrückblick und Abschied nehmen beschäftigen. Denn ich muss bereit sein, mich so zu sehen, wie ich gewesen bin, ohne Beschönigung und ohne

Anklage; das erfordert Mut zu mir selbst und oft auch Mut, etwas auszusprechen, was ich bisher im Leben verschwiegen oder vertuscht habe. Im Alter verabschiede ich mich nicht von einzelnen Tätigkeiten, die ich nicht mehr ausüben kann, sondern von dem Menschen, der ich bisher in diesen Tätigkeiten gewesen bin. Schneider selbst war leidenschaftlicher Wanderer, wozu er irgendwann körperlich nicht mehr in der Lage war: »Ich kann nicht mehr wandern, aber kann ich den Menschen, der ich im Wandern geworden bin, verinnerlichen? ... Ich bin im Wandern ein anderer Mensch geworden, und der bleibe ich, hoffentlich, auch wenn ich nicht mehr wandern kann ... Gelebtes Leben ist in dem alternden Menschen verinnerlicht« (S. 104 f).

Von Mut zeugen auch die abschließenden Kapitel über das Sterben und die Verbindung zu den Verstorbenen. Schneider scheut sich nicht, die Wesensoffenbarung in der Betrachtung eines Totenanzichtes zuzulassen und auf elementare Erfahrungen, insbesondere in Träumen, im Umgang mit Toten zu achten und sie zu beschreiben.

Zwei ganz besondere Perlen birgt das Buch zu Beginn und am Schluss durch die beiden Briefe an den Vater, jeweils mit »Lieber Vater ...« überschrieben und mit dem Altersbild des rüstigen Anfangsiebzigers bzw. dem Totenanzicht des Vaters versehen. In außergewöhnlich warmherziger und zugleich freilassender Weise vermag Schneider im Gespräch mit seinem Vater das Rätsel des älter werdenden Menschen und das Geheimnis des gerade verstorbenen Menschen so präsent werden zu lassen, dass Übersinnliches im Sinnlichen aufleuchtet. Ich kenne kaum eine überzeugendere Hinführung in die nachtodliche Welt.

Angelika Sandtmann

Von Affen und Menschen

JULIA FISCHER: **Affengesellschaft**, Suhrkamp Verlag, Berlin 2012, 281 Seiten, 26,95 EUR.

Nach Dian Fossey (Berggorillas in Ruanda), Jane Godall (Schimpansen in Tansania) und Biruté Galdikas (Orang Utans in Borneo) scheint nun mit Julia Fischer, Professorin für Kognitive Ethologie an der Universität Göttingen, die weibliche Domäne der Primatenforschung um eine weitere Koryphäe bereichert zu sein. In ihrem im Mai 2012 erschienenen Buch *Affengesellschaft* schildert die 46-Jährige ihre Forschungsarbeit mit Pavianen u.a. im afrikanischen Okavangodelta und geht darin im Wesentlichen der Frage nach, in welchem Verhältnis das Sozialverhalten, die kognitiven und die kommunikativen Fähigkeiten unserer nächsten biologischen Verwandten zueinander stehen; entsprechend ist der Inhalt in diese drei Themenbereiche gegliedert. Die knapp 300 Seiten sind kurzweilig, verständlich und humorvoll geschrieben, das wissenschaftliche Niveau ist hoch, aber nicht abgehoben, Informatives, Interessantes und unterhaltsam Anekdotisches ergänzen sich auf erfrischende Art. Es macht Spaß, das Buch zu lesen. Es handelt von Primaten und uns Menschen und von dem, was uns unterscheidet und was als Evolution zwischen uns liegt – oder nicht liegt. Im ersten Teil geht es um das Sozialverhalten der verschiedenen Pavianarten und dabei wird deutlich, dass das am meisten Anthropomorphe der Affen offensichtlich in der auffälligen Verhaltensflexibilität der einzelnen Pavianarten im Sinne einer kollektiven Vorstufe individuellen menschlichen Verhaltens liegt, wobei aber so recht keine Determinanten – weder ökologisch noch genetisch – auszumachen sind, die dieses plastisch Spielerische und Indeterminierte, was sozusagen beim Mensch in seiner weltoffenen Kreativität und Begabung zur Kunst kulminiert, hinreichend erklären können. Es gibt offenbar keine Formen von Selektionsdruck oder genetische Muster, die Verhaltensplastizität begünstigen oder hervorbringen. So ist die Beschreibung der bislang noch relativ wenig erforschten Guinea-Paviane im Senegal geradezu köstlich zu lesen. War es bei vorausgegangenen For-

schungsprojekten mit Mantel- und Bärenpavianen so, dass hier der Testosteron-Habitus der Männchen (wie er zuweilen auch beim Homo sapiens zu beobachten ist) vorherrscht mit wildem Provozier- und Imponiergehabe, Rivalitätskämpfen bis aufs Blut und gewaltsamer Unterwerfung der Weibchen durch Nackenbisse, so zeigt sich bei den Guinea-pavianen ein völlig anderes Bild: Die Männchen scheinen auf unerklärliche Weise vom Fighter zum Lover zu mutieren; anstatt sich in Rangordnungskonflikten zu bekriegen, sitzen sie vorwiegend entspannt beieinander, umarmen sich, halten den Penis des Kollegen in der Hand und nicken dabei mit den Köpfen wie Gesprächspartner, die durchweg einer Meinung sind. Sie lausen sich gegenseitig und sind tolerant mit ihren Weibchen. Diese dürfen sogar ungestraft die Gruppe wechseln, was bei Bärenpavianen undenkbar wäre. Offenbar zeigen uns die Guinea-paviane, dass der Überlebenskampf auch durch Vertrauen, Zuwendung, Gelassenheit und Toleranz ganz gut zu meistern ist.

Julia Fischer bleibt als Biologin weitgehend phänomenologisch und damit angenehm frei von vorschnellen Interpretationen und Spekulationen. Sie versteigt sich nicht in apodiktische Thesen wie etwa ihr ultradarwinistischer Kollege Richard Dawkin mit seinen egoistischen Genen oder der von ihr zitierte Steven J. Gould, für den Sprache nur das Abfallprodukt eines komplexen Gehirns ist.

Besonders ergiebig ist die Abhandlung dort, wo Julia Fischer ihre eigenen Eindrücke und Gedanken schildert. Die zahllosen Experimente sind zwar scharfsinnig konzipiert und in ihren Abläufen spannend zu lesen, sie liefern aber selten mehr Erkenntnisgewinn als eine gut geschulte Beobachtung. So sind nach einigen Seiten, wo all die sinnlosen Versuche beschrieben werden, den Affen Sprache näher- geschweige denn beizubringen und wo die geradezu alchimistisch anmutende Theorie geschildert wird, aus einem Gen (FOXP2) den Sprachursprung herzuleiten,

solche Sätze geradezu erlösend: »Die Diskussionen um den Sprachursprung kommen mir manchmal wie ein unendlicher Choral vor, in dem verschiedene Motive in unterschiedlichen Varianten in regelmäßigen Abständen aufziehen, eine Weile behandelt werden und schließlich wieder in Vergessenheit geraten.«

Affen können einfach nicht sprechen und nachdenken, Bücher schreiben oder Spaghetti kochen, auch wenn die Ethologie bemüht ist, zumindest Rudimentäres davon mit Hilfe von ausgeklügelten Versuchsanordnungen aus ihnen herauszudestillieren

Manchmal tun einem die Tiere auch leid, wenn sie durch die Raffinesse des Experiments bloßgestellt werden und ihnen ein Maß an Preisgabe dummlichen Verhaltens aufgeötigt wird, was unter natürlichen Bedingungen in dieser Form nie zutage treten würde; so zum Beispiel wenn sie vor der Wahl stehen, zwischen einem vollen Schüsselchen mit Futter und einem fast leeren zu wählen, wobei sie – logisch! – immer zum vollen greifen wollten. Das Experiment war aber so aufgebaut, dass das gewählte Schüsselchen ein anderer Affe bekam und das fast leere beim »Entscheider« blieb, der sich dann auch noch lautstark über seine eigene Blödheit aufgeregt hat, aber auch nach zahllosen weiteren Versuchen kognitiv nicht in der Lage war, sein Verhalten entsprechend zu ändern – er musste immer so handeln, wie es seine äußeren Sinne ihm als Reiz darboten. Selbstreflexion, also einen inneren Beobachter, Bewerter oder Handlungsplaner scheint der Affe nicht zu kennen, er kann einen gewissen Reiz-Reaktions-Automatismus nicht unterdrücken. Auch das als Metakognition bezeichnete Verstehen des

eigenen Informationsstandes scheint mehr hineininterpretiert als wirklich gegeben zu sein. Die Frage, wie es zur Evolution größerer Gehirne innerhalb der Ordnung der Primaten gekommen ist, bleibt für Julia Fischer zu einem gewissen Grad spekulativ. Die von ihr diskutierte Theorie, dass durch den überproportionalen Ausbau von Assoziationsarealen auf der Großhirnrinde die Möglichkeiten der Informationsverarbeitung zunähmen und damit ein Überlebensvorteil gegeben sei, wird durch die Tatsache entkräftet, dass uns dieser große Assoziationscortex auch zu Zweifel, Krise, Dilemma und damit zur tragischen Entscheidungsunfähigkeit disponiert, was zumindest für das rein biologische Überleben weniger vorteilhaft ist. Überhaupt hat dieser gebetsmühlenartig herbeizitierte Begriff des Überlebensvorteils bei allem, was man nicht versteht und trotzdem erklärt, etwas Ermüdendes in seinem monotonen Reduktionismus und nimmt der biologischen Wissenschaft gerade das, was ihren Gegenstand eigentlich ausmacht – das Lebendige. Und so spekuliert die Göttinger Professorin nicht nur, wie sie selbst entschuldigend meint, sondern sie beschreibt eine für jeden gesunden Menschenverstand evidente Tatsache, wenn sie die Sprachentstehung beim Kleinkind nicht als Biologismus, sondern aus der Lust und der Freude am Sprachspiel, am Reimen und der Kommunikation auffasst. Sie riskiert dabei, sich ins Abseits eines androgen gefärbten »Herrschaftswissens« (H.-G. Gadamer) zu manövrieren, aber vielleicht kreist ja der Adler am Himmel nicht aus überlebensstrategischen Ängsten heraus, sondern weil es ihm unendlich viel Freude und Wonne bereitet – wissen wir es? *Thomas Hardtmuth*

Ein Dialog im Schatten der RAF

JULIA ALBRECHT / CORINNA PONTO: **Patentöchter. Im Schatten der RAF – ein Dialog**, Verlag Goldmann, München 2012, 224 Seiten, 8,99 EUR.

An den sogenannten »Deutschen Herbst« ist zuletzt vor allem 2007 mit vielfachen Publikationen gedacht worden. Nun ist ein Buch erschienen, in welchem diese Zeitereignisse,

insbesondere aber der Mord an Jürgen Ponto (30. Juli 1977), dem Chef der Dresdner Bank, durch zwei unmittelbar Betroffene in sehr konkreter Weise aufgearbeitet werden, nämlich

die Drei 2/2013

durch Julia Albrecht und Corinna Ponto. Julia Albrecht ist die Tochter von Jürgen Pontos Studienfreund Hans-Christian Albrecht, Jürgen Ponto war ihr Pate; ihre ältere Schwester Susanne genoss das Vertrauen Pontos und verschaffte sich und den beiden Todesschützen seinerzeit den Zugang zu seinem Haus. Corinna Ponto wiederum ist die Tochter des Ermordeten und die Patentochter von Hans-Christian Albrecht. – Nach dem schrecklichen Verbrechen brach die Verbindung zwischen beiden Familien sehr bald ab. 30 Jahre später entschließt sich Julia Albrecht dazu, einen Brief an Corinna Ponto zu schreiben. Es kommt zu einer eindringlichen ersten Begegnung, anschließend zu einem weiteren Briefwechsel und zu einer gemeinsamen Aufarbeitung der Geschehnisse und der unmittelbaren Folgen, aus der dieses Buch entstanden ist.

Die beiden Frauen schildern einander in feiner und rücksichtsvoller Weise ihren Schmerz und ihr Leid. Für Julia Albrecht ist es die Zerrissenheit zwischen der Scham über die Tat ihrer geliebten Schwester und zugleich der Sehnsucht nach dieser, von der sie bis zu Beginn der 90er Jahre kein Lebenszeichen bekam. Hinzu kommt die Situation, jahrelang – ausgesprochen oder zumeist unausgesprochen – als »die Schwester« der Terroristin stigmatisiert zu sein, deren Gesicht ihr vielerorts auf den Fahndungsfotos begegnet.

Corinna Ponto erfuhr während eines Studienaufenthalts in London von der Tat, zog anschlie-

ßend mit ihrer Familie in die USA und verfolgte weitgehend von dort aus die Ereignisse der folgenden Jahre. Sie litt nicht nur unter dem offenkundig mangelnden Willen der Behörden zur Aufklärung der unklaren Verhältnisse zwischen der RAF, den Geheimdiensten und der DDR, sondern vor allem unter dem Umgang mit den Taten der RAF in der Öffentlichkeit. Ihr Fazit lautet: »Das Drama interessierte und es wurde auch gern verwertet, politisch, kulturell, medial, aber der leidvolle Abgrund dahinter wurde nicht gesehen« (S. 19).

Das Buch beeindruckt durch den Zartsinn, mit dem sich die Betroffenen ihr Leid schildern und empfänglich werden für das ihres Gegenübers, durch die Reife und Genauigkeit, mit der die Empfindungen beschrieben und ins Allgemeine gehoben werden. Ein Beispiel hierfür sind Corinna Pontos Gedanken zu dem menschenverachtenden Text des sogenannten Bekennerschreibens (unterschrieben von Susanne Albrecht), das wenige Tage nach der Tat erschien: »Die Taten sind durch den Strafvollzug juristisch abgegolten ... die Verantwortung für die Worte bleibt« (S. 93).

Ganz deutlich wird, dass durch den gemeinsamen Weg dieser beider Menschen neue Tatsachen geschaffen werden; zu dem, was geschehen ist, *wird etwas hinzugefügt*, das bleibenden Wert hat. Das macht dieses Buch, bei aller Finsternis, die den Gegenstand weiterhin umgibt, zu einer beglückenden Lektüre.

Johannes Roth

Methoden der Defensive

JÖRG MAGENAU: **Brüder unterm Sternenzelt. Friedrich Georg und Ernst Jünger – eine Biografie**, Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2012, 315 Seiten, 22,95 EUR.

Spätestens seit den beiden 2007 erschienenen Biografien von Helmut Kiesel und Heimo Schwilk sind auf Jahre hin bleibende Wegmarken geschaffen, die Leben und Werk Ernst Jüngers, eingebunden in den Zeitkontext einer ungewöhnlichen Schriftstellerexistenz, darstellen. Jörg Magenau hat nun mit seiner Studie *Brüder*

unterm Sternenzelt ein bemerkenswertes Buch geschrieben, dem es überzeugend gelungen ist, die bisher vorliegenden Unternehmungen zu ergänzen. In einer Doppelbiografie gleicht er die Beziehung der Brüder Ernst Jünger (1895-1998) und Friedrich Georg Jünger (1898-1977) miteinander ab. Beide hatten auch als Schrift-

die Drei 2/2013

steller in einem produktiven Wechselverhältnis gestanden, das für die gegenseitige Schärfung ihrer Weltsicht einstand.

Während der Lektüre von Ernst Jüngers Tagebüchern stößt man unweigerlich immer wieder auf Anregungen, Aussprüche und Hinweise des Bruders Friedrich Georg. Jörg Magenau's Biografie zeichnet sich neben seiner prägnanten Sprache durch den Vorzug aus, den noch unveröffentlichten umfangreichen Briefwechsel der beiden Schriftstellerbrüder, der sich immerhin auf den beeindruckenden Zeitraum von 1913 bis 1977 bezieht, intensiv studiert und ausgewertet zu haben. Nicht nur im biologischen Leben vor allem von Ernst Jünger, sondern auch in diesem brüderlichen Briefwechsel wird das gesamte 20. Jahrhundert samt seinen Irrungen und Wirrungen wie durch ein Brennglas verdeutlicht.

In ihrer gemeinsamen Rehburger Kindheit waren die beiden Brüder durch die urtümliche Wald- und Moorlandschaft am Steinhuder Meer gestreift. Sie begeisterten sich für ungewöhnliche Pflanzen, Tiere und vor allem Vögel, sammelten Steine und Käfer. Hier war ein Grundstock intensiver Wahrnehmung gelegt worden, der sich für beide im weiteren Leben auszinsen sollte. In späteren Jahren blieb vor allem für Ernst Jünger die »subtile Jagd« auf Käfer ein Feld existenzieller Forschung, die über das vorgeblich Sichtbare hinausging. Das Beobachten von Vögeln war Friedrich Georg Jünger ein Leben lang geblieben. Sein endgültiger Wohnsitz in Überlingen am Bodensee hatte ihm hierfür reichlich Gelegenheit geboten. Noch vom Schreibtisch im Arbeitszimmer aus konnte er den Vögeln über dem Wasser zusehen. Der Biograf Jörg Magenau hatte sich nicht zuletzt auch in konkreter Ortsbegehung der Jünger-Schauplätze ein Bild gemacht.

Käferkunde und kosmische Überlegungen bildete die Spannweite des intellektuellen Austauschs der beiden Jünger-Brüder. Der unverstellte Blick genauester Beobachtung stand bis ins hohe Alter Pate für immer wieder überra-

schende literarische Produktionen. Die Lust am Abenteuer, das Ausscheren aus der spießbürgerlichen Welt findet sich über alle Lebensstationen beider Brüder hinweg verteilt. Nicht zuletzt auch die nationalrevolutionären Verirrungen der 1920er Jahren lassen sich auch hierauf zurückführen. Zugleich ist die immer vorhandene Neugier auf unbekannte Pfade ein Garant für die literarische Weiterentwicklung. In Ernst Jüngers Roman *Auf den Marmorklippen* ist es der Bruder Otho, der die Erkenntnis prägt, dass »ein Irrtum erst dann zum Fehler würde, wenn man in ihm beharrt«.

Spannend wird es, wie sich beide in der Zeit des Nationalsozialismus verhalten. Legendär sind die Vorgänge um Ernst Jüngers Verhalten gegenüber seiner dekretierten Aufnahme in die ideologisch auf Linie gebrachte Deutsche Akademie der Dichtung, die er in einem Schreiben an Joseph Goebbels abgelehnt hatte. »Eine geradezu mustergültige Erklärung«, so Magenau, »die sich durch Mut und subtile Verachtung auszeichnet«. Hausdurchsuchungen seitens der Gestapo, Probleme mit der Zensur, aber auch ein ästhetischer Ekel vor der abgeschmackten Primitivität der Nationalsozialisten veranlassten beide Brüder, Abstand zu den neuen Machthabern zu halten. Seinem Bruder Friedrich Georg schreibt Ernst Jünger kurz nach der Machtergreifung 1933, dass er »im Laufe des Sommers die Methoden der Defensive ausarbeiten« werde. Wenn ein hochdekoriertes Frontkämpfer von Defensive spricht, dann weiß er, was die Stunde geschlagen hat.

Sowohl die unterschiedlichen politischen wie ästhetischen Stadien in den Schriften der beiden Brüder als auch deren Verhältnis untereinander werden von Jörg Magenau explizit im Jüngerschen »stereoskopischen Blick« gesehen und nicht etwa gegeneinander ausgespielt oder verrechnet. Der Autor verschont seine Leser mit dem artig erhobenen Zeigefinger politischer Korrektheit und leuchtet stattdessen zeitgeschichtliche Hintergründe aus.

Volker Strebel

Theorien für alle Fälle

JOCHEN HÖRISCH: **Theorie-Apotheke. Eine Handreichung zu den humanwissenschaftlichen Theorien der letzten fünfzig Jahre, einschließlich ihrer Risiken und Nebenwirkungen**, Neuauflage, Suhrkamp Verlag, Berlin 2010, 386 Seiten, 12 EUR.

Einführungen, die den Interessierten über die Hintertreppe oder durch den Haupteingang mit philosophischem Denken und seinen unterschiedlichen Positionen vertraut machen, gibt es viele; womöglich sogar mehr, als es heute überhaupt noch Interessierte gibt. Die inzwischen neu aufgelegte *Theorie-Apotheke* des Literatur- und Medienwissenschaftlers Jochen Hörisch zeichnet sich besonders dadurch aus, dass sie sich nur um die letzten ca. 50 Jahre gedanklicher Heils- und Heilungsversprechen kümmert, und diese auf durchaus amüsante Art und Weise aufbereitet.

»Die vorliegende Theorie-Apotheke versucht zu rekonstruieren, welche Theorien auf welche Probleme ansprechen und welche Nebenwirkungen, Kontraindikationen und Risiken sie haben. Sie will Grundzüge, Grundgesten und Grundbegriffe derjenigen Theorien vorstellen und prüfen, die in den letzten 50 Jahren das Sagen hatten und zum Widerspruch reizten. Dass auch die in der vorliegenden Theorie-Apotheke gegebenen Referate zum Widerspruch reizen werden und sollen, liegt auf der Hand. Geht es doch um die pointierte, produktive Vereinfachungen nicht scheuende Darstellung von haltbaren Grundgedanken – und um den Verdacht, dass es mit der Haltbarkeit dieser Grundgedanken mitunter schlecht bestellt ist.«

Im Vorwort konstatiert Hörisch zudem eine historische »Umstellung von Heils- auf Heilungserwartungen«, die im posthegelianischen Zeitalter durch eine »Abkühlung aufgeheizter und fieberhafter Großkonzepte« spürbar werde. Außerdem beobachtet er, dass »humanwissen-

schaftliche Theorien in unseren Breiten insgesamt erheblich an Wert verloren haben«. Die Universitäten haben ihr vormaliges Monopol auf Theorieproduktion eingebüßt, geradezu in Form von Modeerscheinungen wechseln sich Theoriepräferenzen gegenseitig ab. Diese kommen zumeist feuilletontauglich als »fröhliche Wissenschaft« daher, getreu dem Motto folgend: »Was nicht mehr im Zentrum steht, darf exzentrisch auftreten.«

Von ernsten Makro-, zu modischen Mikrotheorien; diese Tendenz mag plausibel erscheinen lassen, dass im letzten halben Jahrhundert für die unterschiedlichsten Bereiche verschiedenste Theorien ausgeheckt wurden. 32 davon – von Analytischer Philosophie bis Zivilisationstheorie – bespricht Hörisch in diesem Band, wobei die einzelnen Beiträge ähnlich strukturiert sind: Einem einführenden Teil folgt eine Untersuchung der »Wirkungen, Risiken und Nebenwirkungen«. Dabei liegt es im Ermessen des Autors, der Anarchistischen Erkenntnistheorie fünf, den Gender Studies hingegen ganze 22 Seiten zu widmen.

In seinem Nachwort wagt Hörisch ein »fragiles Comeback des Prestiges von humanwissenschaftlichen Theorien« zu prophezeien, da diese in vielen Bereichen, in denen naturalistische *Hard-core*-Humanwissenschaften heute mit scheinbar neuen Großtheorien aufwarten, notwendige Aufklärungsdienste übernehmen können. »Kurzum: Vertrautheit mit humanwissenschaftlichen Theorien ist Pflicht und Forderung des Tages.«

Philip Kovce